

Der israelische Lyriker, Übersetzer und Literaturwissenschaftler
Tuvia Rübner

Zeitzeuge mit der Kraft zur Verständigung

Michael Braun

Tuvia Rübner, der sich in seinem Gedicht „Century“ als „ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts“ bezeichnet, gehört zu den letzten literarischen Zeitzeugen. Als Schriftsteller und Übersetzer überliefert er die „schlimmen Erinnerungen“ (Christian Meier) der deutsch-jüdischen Geschichte in unsere Zeit, im geschärften Bewusstsein für die Paradoxien einer sich neben und gegen „Information, Produktion, Markt“ behauptenden Dichtung. „Widersinniges auf den Reim gebracht ist für mich sowohl Widersinniges wie auch Reim“, sagte er bei der Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung am 10. Juni 2012 in Weimar.

Neben diesem Preis hat der Autor unter anderem den Celan-Preis (1999), den österreichischen Theodor-Kramer-Preis und den Israel-Preis (2008) erhalten, die höchste Auszeichnung des Landes, in dem er seit mehr als siebzig Jahren lebt. Tuvia Rübner wurde am 30. Januar 1924 in Pressburg in eine deutschsprachige bürgerliche Familie des gehobenen Mittelstands hineingeboren. „Bratislava hieß Preßburg hieß Pozsony“, schreibt Rübner in einem seiner lyrischen Städtebilder über seine Geburtsstadt, die „Dreisprachenstadt“, die von den Römern „Posonium“ genannt wurde: eine „sehr alte Stadt. / So alt, daß ich sie nicht erkenne.“

Den hebräischen Namen seines Großvaters erhielt er zu seinen beiden deutschen Namen Kurt Erich hinzu. Sein 1885 in Losoncz geborener Vater Moritz Manfred Rübner war administrativer Leiter der Pressburger Filiale einer internationa-

len Speditionsgesellschaft und wurde auf sein eigenes Verlangen 1938 entlassen, als die Gesellschaft in den Besitz der Deutschen Reichsbahn übernommen worden war. Seine Mutter Elsa Grünwald (geboren 1899) stammt aus dem nordwestslowakischen Šaštín an der mährischen Grenze – dem Ort, von dem aus seine Familie 1942 ins Konzentrationslager deportiert wurde.

Von Pressburg nach Merchavia

Nachdem die jüdischen Schüler in Pressburg das Deutsche Staatsrealgymnasium und das slowakische Gymnasium nicht mehr besuchen durften, fand Tuvia Rübner Anstellung in einem Betrieb, in dem sich junge Juden auf die Auswanderung vorbereiteten. Mit einer kleinen Gruppe von Freunden aus dem zionistischen Jugendbund „Haschomer Hatzair“ gelangte er im Mai 1941 aus der Slowakei über Budapest in das damalige Palästina, in den Kibbuz „Merchavia“. Der Name bedeutet nach Psalm 118,5 „Gottes Weite“, und mehr als Gottvertrauen hatte auch Rübner damals nicht in der Wüste, „nichts in der Hand, keine Ausbildung, kein brotsicherndes Gewerbe, kein Zeugnis, keinen roten Heller, keinen irgendwelchen Rückhalt, selbst die Sprache beherrschte ich nicht genügend“. Der 1911 nach dem Plan des deutsch-jüdischen Soziologen Oppenheim als Genossenschaftssiedlung gegründete Kibbuz Merchavia, in dem zeitweise auch Golda Meir, die spätere Premierministerin Israels, lebte, war der erste Kibbuz im Emek

Jezreel. In dieser „Heimat [...] mit Schmerzen“ blieb und arbeitete Rübner zwölf Jahre, zunächst als Schafhirte, lernte Gedichte auswendig und eignete sich Neuhebräisch, seine zweite Muttersprache, an.

Aus dem Kibbuz korrespondierte Tuvia Rübner mit seinen Eltern im „Feindesland Slowakei“ über den Postverkehr des Roten Kreuzes, der beschränkt war auf einen Brief alle zwei Monate mit jeweils 25 Wörtern und nur persönlichen Nachrichten. Am 12. Juni 1942 wurden Tuvia Rübners Eltern und seine 1929 geborene Schwester Alice nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Die letzte Nachricht von ihnen war ein über das internationale Rote Kreuz aufgegebenes Telegramm vom Juli 1942: „sind ausgesiedelt nach Generalgouvernement ehemaliges Polen. Neues Domizil erfahret durch Jüdische Soziale Selbsthilfe Krakau, Postfach Nr. 211.“

Auf dem Rückweg von Tel Aviv in den Kibbuz ereignete sich im Februar 1950 ein tragisches Busunglück, bei dem Rübners Frau Ada, die er 1944 geheiratet hatte, starb; er selbst überlebte, schwer verletzt, mit seiner 1949 geborenen Tochter Miriam, die heute in Reykjavík lebt. Nach der Genesung wurde Rübner Bibliothekar in Merchavia und Literaturlehrer an einer Mittelschule. Später arbeitete er als Professor für hebräische und deutsche Literatur an der Universität Haifa. 1953 heiratete er die Konzertpianistin Galila Jisreeli, deren Eltern aus russisch-jüdischen Familien stammen. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne hervorgegangen, einer ist 1983 im ecuadorianischen Urwald verschollen, der andere wurde Buddhist und lebt in Nepal.

Von 1963 bis 1967 war Rübner Abgesandter der *Jewish Agency* in Zürich. Er hörte Vorlesungen bei dem Germanisten Emil Staiger, dem anders als Rübner Genussfreude in der Literatur ein Gräuel war. Trübe Askese war die Sache des

Dichters nicht. Mit dem Schweizer Dramatiker Friedrich Dürrenmatt führte er in Neuchâtel lange nächtliche Gespräche über die Weimarer Klassiker, praktischerweise gleich im Nachbarzimmer von Dürrenmatts berühmtem Weinkeller, in dem kein guter Jahrgang fehlte. Sie hörten Brahms und debattierten darüber, ob Goethe wirklich unfähig gewesen sei, Frauengestalten zu schaffen. Und ob Balzac recht habe mit seiner Behauptung über den „Faust“, die Deutschen hätten den Teufel nötig, um ein Mädchen zu verführen. Über eines waren sich die Freunde einig: „Goethe ist ein ganz großer Dichter“, und „es ist ein Vergnügen, immer wieder zu ihm zurückzukommen“. 1974 veranlasste Tuvia Rübner die historische Einladung des Schweizer Dramatikers nach Haifa, aus der Dürrenmatts bedeutender Israel-Essay „Zusammenhänge“ hervorging, eine wichtige Wegmarke der Nachkriegsliteraturschichte.

Vermittler zwischen dem Deutschen und Hebräischen

Bis 1954 schrieb Rübner deutsche Gedichte: „Ich schrieb in einer Sprache, die ich kaum mehr sprach. Sie war mein Zuhause. In ihr ‚sprach‘ ich weiterfort mit meinen Eltern, mit meiner Schwester, mit den Großeltern, den Verwandten, Freunden der Jugend, die alle kein Grab besitzen. Dann wollte ich nicht mehr in meinem, wie ich meinte, eigentlichen Leben, in den Gedichten, in der Vergangenheit sein, auch wenn sie unvergangen war. Nicht um sie zu bewältigen [...], sondern mit ihr: zu leben [...]. Hebräisch ist nicht selbstverständlich für mich.“ Dann wechselte er, inspiriert von den Lehrern und Freunden Werner Kraft (1896–1991) und Ludwig Strauß (1892–1953), ins Neuhebräische. In dieser „erlernten Sprache“ entstanden bis 1990 acht Gedichtbände. 1990 kam im Piper Verlag eine Auswahl von Rübners Gedichten in deutscher

Übersetzung von Efrat Gal-Ed und Christoph Meckel heraus, unter dem Titel *Wüstenginster*. Sieben deutschsprachige Gedichtbände von Tuvia Rübner hat seit 1990 der Aachener Rimbaud Verlag publiziert, zuletzt *Lichtschatten* (2010) und *Spätes Lob der Schönheit* (2011).

Rübners Gedichte gehören zum Bestand der klassischen Exilmoderne und gelten als „großes Werk der hebräischen Moderne“ (Karin Lorenz-Lindemann). Kennzeichnend für die Lyrik sind traditionelle Formen wie die Ode, Paraphrasen, Kontrafakturen, die Lakonie als „Stilmittel der sanften Wut“ (Paul Jandl) und immer wieder paradoxe Vergleiche, die im Gedicht als Gleichnisse konserviert bleiben. Oft wandelt er klassische Motive um, so das Mondmotiv aus Matthias Claudius' „Abendlied“, das in Rübners gleichnamigem Gedicht aus dem Jahr 1997 in ein Schreckensmotiv der Holocaust-Lyrik verkehrt wird. Claudius' Abendfantasie weicht in Rübners Gedicht dem täglich erinnerten Trauma von Verlust und Tod. Die Farbe Grau ersetzt das Grün, die Sterne leuchten kahle, frostige Flüchtlingslandschaften aus. In dem themenverwandten Gedicht „Die goldenen Sterne“ aus dem Band *Wer hält diese Eile aus* (2007) wird Claudius' Wort „prangen“ auf „bangen“ gereimt.

Vielfach schöpft Rübner Bilder aus der Bibel, der rabbinischen Tradition, aus der jüdischen Kultur und dem Holocaust-Gedächtnis. Seine leitenden Themen sind, wie es im Schlussvers des Gedichts „Granatapfel“ heißt, „Sehnsucht und Sprache und Nacht der Toten“, Erinnerung und Abwehr des Vergessens, Heimat und Eigentumslosigkeit, Figuren der Hoffnung – und immer wieder das Problem der Zeit. Rübners Sprache ist schlicht, direkt, erinnerungsbewusst, er will sich befreien von „Mißbrauch, Tarnung, Ungenauigkeit, Un- oder Halbwahrheiten, Werbung, [...], Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit“. Reim und Metrum sorgen für

den Wohlklang des Gedichts, für das späte „Lob der Schönheit“. Das Kernanliegen von Rübners Schreiben ist „die Frage nach dem Zusammenhang von Moral und dichterischem Handwerk“ (Harald Hartung).

Postkarte aus Merchavia

Eines unter den vielen Gedichten, die Tuvia Rübner aus europäischen und israelischen Metropolen geschrieben hat und gerne „Ansichtskarte“ nennt, um sie von einer reinen Ansichtssache abzuheben, heißt „Postkarte aus Merchavia“. Das Gedicht geht aufs Ganze. Der Lebensort in Israel wird zum Reflexionsort der Poesie.

Postkarte aus Merchavia

Lieber Bernd

Ganz unmöglich immerfort Poesie.

Else Lasker-Schüler sagte: Land Israel

sei wie ein Kuchen

*aber man kann nicht ausschließlich
von Kuchen leben.*

Zu wenige Dinge reimen sich noch.

Betont und unbetont – ist es nicht einerlei?

*Überdrüssig wird einem das Herz
des ständigen „wie“*

*Überdrüssig der reichen Wortmusik
nach all dem Entsetzlichen.*

Die Stimmaffen springen überall herum.

Doch was tun ohne Poesie?

*Die Harfen an die Weiden hängen
und weinen und klagen?*

Was tun mit der Seele,

*mit dem Hunger der Seele
von der kein Mensch weiß,
was und wo und wie sie ist?*

Was tun mit dem Hunger

nach den richtigen Wörtern

*nach dem Schweigen zwischen den Wörtern
den Wörtern, die schweigen?*

Was tun mit diesem Hunger,

der nicht zu stillen ist?

Im Gegensatz zu den anderen „Ansichtskarten“ (aus Aachen, Florenz, London, Madrid, Siena, Venedig, Wien, Zürich) enthält das Gedicht keine Land-

schafts- und Ortsbeschreibung. Ort des Gedichts ist das Gedicht selbst. Der Dichter vergewissert sich der Grundlagen seines Schreibens. Von zwei Seiten aus erprobt er, ausgehend von Adornos bekanntem Diktum, nach Auschwitz ließen sich keine Gedichte mehr schreiben, die Aussagekraft des Gedichts. Nur Poesie oder gar keine Poesie: Das sind die Alternativen, die in jeweils acht Versen durchgespielt und am Ende gleichermaßen verworfen werden.

Die Grenzen der Poesie bestimmt die erste Strophe. „Nach all dem Entsetzlichen“ ist der Dichter des Reims, des Versmaßes, der Wortmusik, des Klangteppichs und des Vergleichs überdrüssig. Gottfried Benn verbannte nach dem Krieg das „wie“ als „Bruch in der Vision“ und „Schwäche der schöpferischen Transformation“ aus der Lyrik. Doch das Problem wird auch „ohne Poesie“ nicht entschärft. Das Zertrümmern oder Weghängen der Harfe, das klassische Symbol für das selbst auferlegte Verstummen des Lyrikers, ist keine Lösung. Der „Hunger der Seele“ „nach den richtigen Wörtern“ bleibt unstillbar, besonders dann, wenn das „Schweigen zwischen den Wörtern“ so stark wächst, dass die Wörter selbst zu schweigen beginnen. „Es gibt Dinge, die Worte schrecken vor ihnen zurück“, heißt es in Rübners „Ungedicht“. Verstummen, Verstocken und Sprachloswerden sind die stetigen Risiken des Schreibens nach Auschwitz. Mit einer Frage endet das Gedicht, das eine Antwort bei dem Leser finden mag, an den es, hier mit der persönlichen Anrede an einen Freund, adressiert ist. Rübners Gedichte sind, so schreibt Ulrike Kolb, „poetische Existenzbeweise eines Hiob, der trotz allem das Singen nicht aufgibt“.

Ein langes kurzes Leben

Im Jahr 2004 erschien Tuvia Rübners Autobiografie *Ein langes kurzes Leben*, das fragmentarisch erzählte, eindringliches

Lebenszeugnis eines deutschsprachigen Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung und Juden in Israel, in dem politische Gegenwartsbezüge nicht fehlen. So übt Tuvia Rübner Kritik an der „falschen Politik (beiderseits)“, an Terror und Heuchelei, an „Grausamkeit und Überheblichkeit“ und einem von „zu viel Schmerz und Trauer und Haß“ belasteten Dialog mit den arabischen Nachbarn. Er richtet die eindringliche Frage an die „Weltklugen“: Wann werden sie erkennen, dass „die Schwäche der Palästinenser ihre Stärke ist und die Stärke Israels seine Schwäche“?

Kraft zu Verständigung

Rübner ist, wie Thomas Sparr sagt, eine bedeutende moralische Zeugenstimme mit der Kraft zu „Anrede und Verständigung“. Sein Schreiben nach Auschwitz – für ihn „das zentrale Ereignis des 20. Jahrhunderts“ – steht ganz im Zeichen der Wahrhaftigkeit des Sprechens: „Worum es mir hier geht, ist, daß Auschwitz einen neuen Menschen geschaffen hat. Ich sage nicht Deutschen, sondern Menschen, nämlich den Menschen, der, will er Mensch sein, maßlos vor sich erschrickt, da er dank Auschwitz zu der Erkenntnis gekommen ist, wozu allem er als Mensch fähig ist.“

Indem Rübner Gedichte auf Ivrit (Neuhebräisch) schreibt, sie dann ins Deutsche übersetzt und dies auch umgekehrt praktiziert, bewahren seine Texte einen Ausdruck von Ferne und Fremde. Die Maxime seiner Übersetzungsarbeit ist es nicht, „das Fremde einzudeutschen, sondern das Deutsch umzfremden, da sonst des Menschen Ton, Meinung, Herzschlag nicht hörbar werden“ und „damit der Sprachkörper der Zielsprache aufgerüttelt wird, nicht allein lexikalisch“.

Übersetzen meint im Sinne von Karl Kraus das „Einverständensein“ von zwei Gedanken in einer neuen Sprachform. In diesem Sinne hat Rübner unter anderem

Goethe und Kafka aus dem Deutschen ins Hebräische übersetzt. Den letzten Roman des israelischen Nobelpreisträgers Samuel Joseph Agnon (1888–1970), *Schira*, hat er erstmalig aus dem Hebräischen ins Deutsche übertragen. Der Liebes- und Gesellschaftsroman Agnons spielt im Jerusalem der 1930er-Jahre und ist 1998 erstmals auf Deutsch im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp erschienen. Auf diese Weise hat Rübner seinen Autorenkollegen, der 1966 mit Nelly Sachs den Literaturnobelpreis erhielt, einem größeren Publikum in Deutschland bekannt gemacht. Er hat ihn auch persönlich kennengelernt. Zu der ersten Verabredung kam Rübner zu spät. Schuld war Goethe. Tuvia Rübner hatte den Bus verpasst, weil er in einem Antiquariat eine vierzigbändige Werkausgabe letzter Hand von Goethe entdeckt und gleich zwei davon gekauft hatte. Leicht und anekdotisch erzählt hier Tuvia Rübner von dem Dialog der Kulturen, der manchmal schwer zu bewerkstelligen ist. Als interkultureller „Brückenbauer“ und Vermittler zwischen den Literaturen hat sich Tuvia Rübner, der das Wort „Brückenbauer“ lieber durch den poetischen „Vogelbauer“ ersetzt sehen möchte, seine vielleicht größten Verdienste erworben. Übersetzung und Übertragung aus der einen Sprache in die andere: Das ist für ihn auch ein moralischer Auftrag, eine Sache der Freiheit des Wortes und der Würde des Menschen.

Vor allem aber spricht Tuvia Rübner immer wieder als ein jüdischer Zeitzeuge des zwanigsten Jahrhunderts. Er hat eine Sprache für sein Überleben und für die Erinnerung an die Schoah gefunden: „Ich bin da um zu sagen“, statuiert das Gedicht „Zeugnis“ aus dem Jahr 1961, und das „Abendlied“ endet mit dem Vers: „Schweigen ist nicht genug.“ Damit wird

Adornos Lyrikverbot nach Auschwitz nachhaltig widersprochen. Dank der Poetie kann er die Fragen stellen, auf die es ankommt. An die Sprache: „Was tun mit dem Hunger nach den richtigen Wörtern?“ So dann an die Geschichte: „Gibt es denn Sieger?“ An die Zeit: „Was wird?“ Und sogar an Schöpfung und Kosmos: „Warum so einsam im toten All?“ Es sind immer wieder der Zweifel an sich selbst, die das Sagen und Hören des Wortes infrage stellen: „Sind wir jemand / Denkt jemand an uns? Hörst du? Was? Mich? / sagte ich etwas?“

Gegen die „Schweigesprache“ wird so das unentwegte Bezeugen der Verluste und Zerstörungen, wird die eindringliche Warnung vor einem „Antisemitismus nach der Schoah“, wird die Hoffnung auf einen friedfertigen und hassfreien Dialog der Kulturen gesetzt. Tuvia Rübners Gedichte zeigen etwas im Sinne seines Lehrers Martin Buber, der auf die doppelte Bedeutung des hebräischen Wortes „More“ („Lehrer“ und „Zeigefinger“) hinwies. Aber es muss „welche geben, die auch dorthin schauen, auf das wir weisen“. In dem Gedicht „Eine Rede, die Henry V. nicht gehalten hat“, weist Rübner mit einer Anspielung auf die St.-Crispians-Rede in Shakespeares Königsdrama „Henry V.“ (1600) auf die fatale Kettenreaktion der Gewalt hin: „Opfer zeugt Täter, Täter zeugt Messer, / Messer zeugt Angst, Angst zeugt Haß und / Haß lässt wie ein Heuschreckenschwarm / kein heiles Blatt.“ Im Blick auf den 70. Jahrestag der Wannsee-Konferenz im Januar 2012 – und auch angesichts der Neonazi-Szene in Deutschland und der Anschläge gegen Muslime – will und muss diese Stimme gehört werden.

Soeben erschienen: *Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2012: Tuvia Rübner. Herausgegeben von Günther Rüther, Sankt Augustin 2012.*